



Dr. Peter Döge

**Männer ticken anders - Frauen auch?
Neue Wege der Begegnung**

Deutscher Katholikentag 19. Juni 2004

1. "Keine vernünftige wissenschaftliche Theorie kommt völlig ohne irgendeine genetische Grundlage des menschlichen Verhaltens aus (...) Die Vorstellung eines Verhaltens, das »genfrei« und »evolutionsfrei wäre, ist von Grund auf absurd".¹ Denn wäre menschliches Handeln nicht evolutionsbedingt und in diesem Sinne biologisch geprägt, warum sollten wir uns anders verhalten als unsere nächsten Verwandten - die Schimpansen?

2. Aber warum stellen wir uns heute die Frage, ob das Verhalten von Menschen, von Frauen und Männern eine Frage der Biologie oder doch nur eine Frage der Kultur ist? Warum gewinnen gegenwärtig überhaupt soziobiologische Fragen so viel Aufmerksamkeit? Die Antwort auf diese Fragen hängt damit zusammen, dass aufgrund der Entwicklung in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen zentrale Dichotomien, die unser Verständnis von uns, von unserer Umwelt, aber auch die Struktur des Geschlechterverhältnisses lange Zeit bestimmt haben, mehr und mehr abgeschwächt werden: gemeint ist die Gegenüberstellung von Natur und Kultur, von Vernunft und Emotion, von Subjekt und Objekt. Ihren Ausgang nahmen diese Entwicklungen erstaunlicherweise in einer der wohl am männlichsten konnotierten Wissenschaft: der Physik. Im Zuge der Entwicklung der Quantenphysik zeigte sich, dass die Experimentalsituation Einfluss auf das Messergebnis hat - "die Quantentheorie lässt keine völlig objektive Beschreibung der Natur mehr zu"². Arbeiten aus der Neurobiologie zeigen, dass Vernunft und Emotion bei Denkvorgängen nicht zu trennen sind. Die Evolutionsbiologie legte nahe, dass der Mensch keineswegs die Krone der Schöpfung ist, dass auch Menschenaffen Werkzeuge herstellen, Kriege führen und sich ihre

ren und sich ihre Populationen durch Kulturmuster unterscheiden. Kultur ist also nicht dem Menschen in den Schoß gefallen, sondern Kulturfähigkeit hat sich in der Evolution entwickelt, Kultur ist also Bestandteil der Natur, Kulturfähigkeit ist - wie die Sprachfähigkeit des Menschen - biologisch bedingt. Der Mensch ist also „Kulturwesen von Natur“ (Gehlen), Kultur lässt sich nicht von Natur trennen.

3. Die Aufgabe dieser androzentrischen Dualismen, die von der feministischen Naturwissenschaftskritik lange Zeit eingefordert wurde, hat nun aber unerwartete und für die Sozialwissenschaften und die Geschlechterforschung auch unangenehme Konsequenzen. Denn sie stellt die Frage nach dem Zusammenhang von Kultur und Natur in dem Sinne neu, dass nun mögliche biologische Begründungen von Kultur in das Zentrum rücken: Warum etwa finden sich in allen uns bekannten Ethnien dominanzkulturelle Muster, warum finden sich in leichten Abwandlungen in unterschiedlichen Ethnien gleiche Männer- und Frauenbilder, warum wird Männlichkeit in den meisten uns bekannten Kulturen immer mit körperlicher Stärke assoziiert, warum ist Kinderfürsorge meistens eine Angelegenheit von Frauen? Sind derartige kulturelle Muster und Geschlechterrollen Widerspiegelungen biologischer Prädispositionen, die wir zudem mit einigen unserer nächsten Verwandten teilen, Folge unserer Evolutionsgeschichte sind und die unsere Verhalten noch heute beeinflussen?

4. Bedauerlicherweise ist die Debatte um das Wechselverhältnis zwischen Biologie und Kultur, aus der sich weite Teile der Sozialwissenschaften und insbesondere die Geschlechterforschung leider selbst ausschließen, indem sie zum Hüter des androzentrischen Kultur-Natur-Dualismus werden, in der Öffentlichkeit durch viele Simplifizierungen und Begriffsungenauigkeiten geprägt. So wird landläufig

¹ Rose, Michael R. (2001): Darwins Schatten. Von Forschern, Finken und dem Bild der Welt, Stuttgart / München: DVA, S. 258

² Heisenberg, Werner (2000): Physik und Philosophie, Stuttgart: Hirzel, S. 153f.

genetisch und biologisch ebenso verwechselt, wie nicht gesehen wird, dass die Soziobiologie durchweg von genetischen *Prädispositionen* spricht. Prädisposition bedeutet die Möglichkeit zu einem bestimmten Verhalten unter bestimmten Bedingungen mit bestimmten Ausprägungen und ist nicht gleichzusetzen mit genetischer Determinierung. Zudem werden in der nature-nurture-Debatte immer Form und Inhalt verwechselt. Es kann meines Erachtens nicht abgestritten werden, dass der Mensch - wie auch andere Säugetiere - eine Prädisposition zur Aggression hat. Auf einem begrenzten Planeten mit begrenzten Ressourcen hätte unsere Art nicht überlebt, wenn wir nicht aggressiv sein können - ebenso wie wir nicht überlebt hätten, wenn wir nicht die Prädisposition zur Fürsorge hätten. Prädisposition zur Aggression bedeutet aber nicht Prädisposition zur physischen Gewalt, Gewalt ist nur eine Form von Aggression. In diesem Zusammenhang zeigt sich dann, dass sehr wohl auch Frauen aggressiv sein können, häufig nur andere Aggressionsstile präferieren als Männer. Auch ist es unsinnig, von einer genetischen Anlage zur Kriminalität zu sprechen. Denn, was als Verbrechen gesehen wird, ist kulturell und kontextuell völlig unterschiedlich. So wird Mord unter gewissen Umständen - etwa im Krieg - sehr wohl toleriert und sogar belohnt. An diesem Beispiel zeigt sich sehr deutlich: die Evolution hat keine Moral, bewertende Aspekte an Verhaltensmuster legen wir im Nachhinein an. So ist beispielsweise Konkurrenz per se weder schlecht noch gut, sie ist beispielsweise eine notwendige Grundlage von Meinungspluralismus. Ebenso ist unsere biologische Prädisposition zur Kooperation per se weder gut noch schlecht, sie kann sehr unterschiedliche Formen annehmen und sich im Befehl- und Gehorsams-Muster im Militär ausdrücken.

5. Gerade in der Präzisierung von Begriffen bestünde die große Aufgabe der Sozialwissenschaften und der Geschlechterforschung in der aktuellen Debatte um Biologie und Umwelt. Dabei müssten sie allerdings ihre „Biophobie“ (Wilson) aufgeben und neben den eingangs dargestellten Entwicklungen in den Naturwissenschaften auch zur Kenntnis nehmen, dass die Neurobiologie mit den bildgebenden Verfahren, die es erst seit Ende der 80er Jahre gibt, geschlechtsspezifisch unterschiedliche Verarbeitungsmuster bei der Lösung von bestimmten Aufgaben deutlich gemacht hat. Für die Beurteilung möglicher biologischer Prädispositionen geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen wird dann von Bedeutung, dass die Architektur des Gehirns als Schaltzentrale für unser Verhalten über seinen Inhalt bestimmt. Angesichts von über 100 Billionen Synapsen im menschlichen Gehirn kann wohl niemand davon ausgehen, dass alle Gehirne und damit alle Menschen gleich

sind. Woher kommen aber diese Unterschiede in den Verknüpfungen: sind sie Resultat der genetischen Ausstattung des / der Einzelnen, sind sie Resultat pränataler Umwelteinflüsse, sind sie Resultat pränataler Hormonenflüsse oder sind sie Resultat postnataler Umwelteinflüsse, die sich sozusagen in der Hardware fixieren und dann zu den Unterschieden in der zerebralen Verarbeitungsmustern und im Verhalten führen? In welchem Ausmaß ist dabei schon der Umfang der synaptischen Verknüpfungsmöglichkeiten und deren Bauplan bei jeder / bei jedem Einzelnen genetisch vorbestimmt? Meines Erachtens gibt es auf diese Fragen heute keine eindeutigen Antworten, es gibt eine Reihe Indizien, die für die eine oder andere Hypothese sprechen. Wir haben es hier mit einer Art „Unschärferelevation“ zu tun.

6. Geschlechterpolitik müsste diese Unsicherheiten annehmen und entsprechend ihre bisherigen Konzeptionen überdenken. Dabei gilt es, einige gewohnte Denkmuster zu hinterfragen. Im Mittelpunkt steht dabei die immer wieder reproduzierte Unterstellung, politische Ansätze, die auf möglichen biologischen Prädispositionen und Unterschieden aufbauen, seien per se reaktionär, demgegenüber seien milieutheoretische Ansätze, welche die Formbarkeit des Menschen unterstreichen, per se fortschrittlich und emanzipativ.

Entgegen dieser Sichtweise hat beispielsweise Ivan Illich immer wieder die mit der Milieutheorie zusammenhängende „Verschulung der Gesellschaft“ verbunden mit der Macht der Sozial-Experten kritisiert, die letztendlich in einer Entmündigung des Einzelnen resultieren. Denn milieutheoretische Ansätze sehen uns alle als „unbeschriebenes Blatt“ das von „der Gesellschaft“ und den von ihr auserwählten Lehrern beschrieben werden muss. Individuelle Talente und Vorlieben werden abgestritten, unterlegt wird eine biologische Gleichheit aller Menschen, von Männern und Frauen. In behavioristischer Manier wird menschliches Verhalten allein als Ergebnis von Prägung, von wohl gesetzten Stimuli, verstanden. Diese Stimuli aber wiederum bestimmen die Sozial-Ingenieure, sie geben die Richtung vor. Hinter den scheinbar neutralen Maßnahmen verbergen sich jedoch unsichtbare Normative - etwa im Begriff der Intelligenz. Besonders virulent waren derartige Ansätze in den realsozialistischen Staaten. Und hier wurde meines Erachtens auch deutlich, wer Pate für diese Modell stand: das Militär bzw. Armeen jeder anderen Art. Militär basiert auf Gleichheit und Stimulus. Interessanterweise entwickelten sich behavioristische Ansätze in den 20er Jahren, in den die Betonung von Gruppen besonders ausgeprägt war. Ist es vor diesem Hintergrund ein Zufall, dass milieutheoretische Ansätze solch einen

großen Widerhall in der Sozialdemokratie fanden? Frauenförderung eine sozialdemokratische Erfindung ist? Und verbergen sich hinter der Frauenförderung nicht auch unsichtbare Normative, die vorgeben, wie Frau zu sein hat und wie Mann ist?

Sind also milieutheoretisch begründete Politikentwürfe nicht per se emanzipativ zu werten, sind politische Ansätze, die biologische Unterschiede zwischen Menschen sowie Frauen und Männern in Rechnung stellen, keineswegs per se reaktionär - wie die sozialdarwinistischen und rassistischen Deutungen des Darwinismus zunächst vermuten lassen. Unterschiedlichkeit anzuerkennen und die oben beschriebenen Unsicherheiten hinsichtlich der Bestimmungsfaktoren menschlichen Verhaltens anzunehmen, könnte auch bedeuten, für mehr Gleichwertigkeit von Unterschieden - auch zwischen den Geschlechtern - einzutreten. Damit könnte eine solche Sichtweise angeschlossen an Konzepte, die seit etwa 15 Jahren unter dem Begriff des „Managing Diversity“ diskutiert werden. Diesen Ansätzen geht es darum, Bedingungen zu schaffen, unter denen alle Menschen ihre Potenziale und Talente am besten einsetzen könnten. Managing Diversity definiert also nicht, wie ein Mensch zu sein hat, sondern nimmt ihn so wie er ist und bestimmt vielmehr, was nicht sein soll: abwertendes und verletzendes Verhalten im Umgang miteinander. Mit dieser Perspektive erhalten seit einigen Jahren die Werte „Anerkennung und Respekt“ neue Relevanz in der politischen Diskussion. Konzeptionell schließt Managing Diversity einen Wandel von einer Politik der Förderung von erwünschtem Verhalten - die immer in einer Anpassung enden kann - hin zu einer Politik der klaren Definition von unerwünschtem Verhalten mit ein. Bezugsgröße sind dabei nicht mehr Menschengruppen, sondern Individuen, deren Unterschiedlichkeit als produktiv gesehen wird. Der Einzelne ist alleiniger Maßstab für Benachteiligung, er allein - und nicht eine scheinbar neutraler Sozial-Ingenieur - entscheidet darüber, ob er benachteiligt wird. Überlegungen in diese Richtung finden sich mit dem Ansatz der Beweislastverteilung im aktuellen Antidiskriminierungs-Recht der EU, die auch Anlass sein könnten, über eine entsprechende Neuausrichtung der Geschlechterpolitik nachzudenken.

Gemeinsames Ziel aller Antidiskriminierungs-Politiken und von Geschlechterpolitik könnte dann gleichwertige Vielfalt sein: "Es ist ein grundlegender Irrtum, bei der Gleichberechtigung von Gleichheit auszugehen. Die Gleichberechtigung baut auf der Gleichwertigkeit auf, die Andersartigkeit anerkennt." (Elisabeth Selbert)

Weitere Informationen:

Dr. Peter Döge

Institut für anwendungsorientierte Innovations- und Zukunftsforschung e.V.

- IAIZ -

Postfach 61 02 27

D - 10923 Berlin

Fon: +49(0)30 283 85 717

Fax: +49(0)30 283 85 718

Mobil: +49(0)170 814 86 25

Mail : pd@iaiz.de